

Das Buch

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **52 (1972-1973)**

Heft 1: **Protest und Dialog : zum Jugendproblem heute**

PDF erstellt am: **30.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Buch

FÜNF ANNÄHERUNGEN AN DIE «JUGEND»

Die vorliegenden Bücher betrachten die Jugendrevolte nicht aus der Sicht des im engeren Sinne Politischen: Anthropologie, Sozial- und Tiefenpsychologie sowie Geschichtsphilosophie sind die jeweiligen Arbeitsgebiete der Verfasser. Damit versucht die Auswahl dem gerecht zu werden, was *Peter Seidmann* im Vorwort zu seiner Publikation «Moderne Jugend als Herausforderung und Problem»¹ ausspricht: «Besondere, vordringliche Aufmerksamkeit ist der synoptischen Frage gewidmet, wie sich heutige anthropologische, kultursoziologische, tiefen- und sozialpsychologische Fragestellungen in fruchtbringender Weise an die pädagogisch-jugendpsychologische Thematik heranbringen lassen.»

Anthropologische Fragestellung

Die amerikanische Anthropologin *Margaret Mead* begann 1925 mit Feldforschungen bei Südseevölkern; 1953 und später kehrte sie zu denen zurück, deren Kindheitsprobleme sie untersucht hatte, und nahm sich der Frage an, wie menschliche Gesellschaften den ihnen auferlegten Wandel bestehen. Fruchtbar erwiesen sich ferner ihre Beobachtungen an Gruppen, die als Einwanderer in die Vereinigten Staaten so etwas wie den Sprung in ein neues Zeitalter zu tun hatten. Den Weg aus der Vergangenheit bis zur «Jugend ohne Vorbild»² markiert die Verfasse-

rin mit drei Begriffen. Sie unterscheidet postfigurative, kofigurative und präfigurative Kulturen. Inhalt des Buches ist die fortschreitende Erhellung ihrer Merkmale. «Das einzige wesentliche und bestimmende Merkmal einer *postfigurativen* Kultur – oder jener Aspekte einer Kultur, die unbeschadet bedeutensamer Veränderungen der Sprache und des Zugehörigkeitsgefühls postfigurativ bleiben – besteht darin, dass eine mindestens drei Generationen umfassende Gruppe die Kultur als selbstverständlich betrachtet und so das heranwachsende Kind zur bedingungslosen Übernahme dessen bringt, was seine Umweltpersonen ebenfalls bedingungslos akzeptieren». Die Vergangenheit bildet den Grundplan; Leben wird als vorbestimmt erfahren, aus dem Vertrauten auf die Zukunft geschlossen. Diesen Gesellschaften ist die Anpassung keineswegs versperrt, was das Beispiel von Japanern in den USA belegt, denn «in ihrer postfigurativen Unterweisung war die Möglichkeit des reibungslosen Überwechselns in eine andere Gesellschaft bereits inbegriffen».

«Eine *kofigurative* Kultur ist eine Kultur, in der die Mitglieder der Gesellschaft ihr Verhalten nach dem Vorbild der Zeitgenossen ausrichten.» Die Grosseltern sind nicht mehr präsent, die Vergangenheit wird leicht abgestossen. «Volle Kofiguration wird hergestellt, bei der diejenigen, die als Vorbilder dienen, nur wenige Jahre älter sind als die Lernenden.» Merkmal ist

die aus Eltern und Kind gebildete Zweigenerationengruppe. Die Eskimos hatten auf ihren Wanderungen ein so leistungsfähiges Kommunikationssystem ausgebildet, dass sie des gespeicherten Wissens der Alten nicht mehr bedurften. In Einwandererländern passen sich die Kinder rascher als ihre Eltern ein; die Kinder rücken damit zu Vorbildern für Vater und Mutter auf. Diese sind ausserstande, über das «Lernen» der Kinder eine Kontrolle auszuüben – die Verfasserin folgert: «Wo Koffiguration unter Gleichaltrigen in der gesamten Kultur institutionalisiert worden ist, begegnet man dem Phänomen der Subkultur der Jugend.» Mit dem Generationenkonflikt wird gerechnet, aber die ältere Generation akzeptiert den Wandel lediglich als «Wandel im Rahmen von Wandlungslosigkeit»; sie ist nicht bereit, anzuerkennen, dass die Zukunft etwas fordert, das tiefer greift als die blosser Ablösung der Generationen.

Immigranten sind Einwanderer in ein fremdes Territorium; die heutige Elterngeneration erfährt das Schicksal des Einwanderers in ein fremdes Zeitalter. In ihren Augen werden die Jungen zu Fremden: «In diesem Sinne müssen wir erkennen, dass wir keine Nachkommen haben – wie unsere Kinder keine Vorfahren haben.» Es gibt keine Erwachsenen mehr, die sagen könnten, was man als nächstes zu tun hat. Margaret Mead nennt die heraufkommende Zeit *präfigurativ*, «weil das Kommende in dieser neuen Kultur vom Kind und nicht mehr von Eltern und Grosseltern repräsentiert werden wird». Eine Zukunft dieser Art heisst Absage an das Bisherige, heisst Verweigerung der Vergangenheit. Für die Eltern bedeutet sie, «in Erfahrung zu bringen, wie sich das Erwachsenenverhalten so ändern lässt,

dass wir die postfigurative Erziehung mit ihren kofigurativen Elementen aufgeben und neue präfigurative Lehr- und Lernmethoden entwickeln können, die die Zukunft offenhalten.»

Psychologische Motivationen

«Jugend und Krise» von *Erik H. Erikson*³ mit dem Beititel «Die Psychodynamik im sozialen Wandel» heisst in der Originalausgabe «Identity – Youth and Crisis»: Die Klärung des Begriffes *Identität* ist das eigentliche Anliegen des didaktisch klug gegliederten Buches. Es wird dargelegt, wie Identität nur durch eine Abfolge von Krisen zu gewinnen und subjektive Kontinuität einzig im Austausch mit dem je aktuellen Sozialen und Kulturellen erreichbar ist. Seine Methode umschreibt Erikson so: «Eine der methodologischen Vorbedingungen, um die Identität zu erfassen, wäre also eine Psychoanalyse, die verfeinert genug wäre, um die Umwelt zu umfassen; die andere wäre eine Sozialpsychologie, die psychoanalytisch verfeinert ist.» In der Stufe der Adoleszenz, wo die Errungenschaften vorgängiger Krisen einmünden, ist das «Individuum dem historischen Tage viel näher, als es das in früheren Stadien der Kindheitsentwicklung war.» Das Identitätsproblem verändert sich mit der historischen Periode und ist mit der Kulturgeschichte verschränkt. Heute steht es wohl in der Spannung eines radikalen Denkens, welches Ausrichtung auf die gesamte Menschheit fordert. Für eine solche Orientierung hält die Gesellschaft aber noch keine tauglichen Institutionen bereit; angesichts der universellen Technologie («Bombe und Pille») erhebt sich die Forderung nach einer umfassenden Identität.

Erikson schreitet den Lebenszyklus des Heranwachsenden ab und ergründet Sinn und Ergebnis der dabei zu bestehenden Krisen. «Jede Komponente kommt zu ihrer Aszendenz, trifft auf ihre Krise und findet gegen Ende des erwähnten Stadiums ihre endgültige Lösung.» Der Verfasser ordnet jeder Epoche bestimmte Antinomien zu und weist sie ein in ein Koordinatensystem. Fruchtbar erweist sich der Begriff «Psychosoziales Moratorium», in dem «der junge Erwachsene durch freies Experimentieren mit Rollen einen passenden Platz in irgendeinem Ausschnitt seiner Gesellschaft finden sollte». Dieses Moratorium wird in jeder Kultur irgendwie institutionalisiert, und bei der Überwindung der alterstypischen Identitätsverwirrung leisten die von Zeit und Gesellschaft angebotenen Ideologien einen entscheidenden Dienst (Beispiel: das puritanisch-messianische Ideal des Staates Israel), denn die vitale Kraft des Jugendlichen verlangt nach der Leistung von Treue und Hingabe. Umgekehrt: im scheiternden Hamlet «verschwören sich innere Realität und historische Aktualität, um dem tragischen Menschen die positive Identität zu verweigern, für die er so vorzüglich ausgewählt schien.» So überschneidet sich in der Jugend «die Lebensgeschichte mit der Gesamtgeschichte».

Lothar Knaak versieht sein Buch «Trotz – Protest – Rebellion»⁴ mit zwei Untertiteln: «Urform und Bedeutung des Nestzerstörungstriebes» und «Zur Psychohygiene des Jugendalters». Seine Studie hat die psychischen Wurzeln der Rebellion zum Gegenstand. Der jugendliche Nestzerstörungstrieb geht dem politisch motivierten Protest voraus. «Das Bekenntnis spielt lediglich die Rolle der Rechtfertigung; es wird

als Motiv vorgegeben, wenn der Aggressionstrieb durchbricht.» Knaak zeichnet den «selbstgewollten Sturz aus dem Nest» nach, wobei er sich an das Schema der Freudschen Lustphasen hält. Nest bedeutet Heimatbereich; durch Provokation möchte der Heranwachsende ständige Beweise seiner Zugehörigkeit herbeirufen. Der Verfasser analysiert verschiedene Nestbeziehungsdefekte. «Die jungen Randalierer praktizieren die Politik der Zerstörung überschrittener Brücken und des Verbrennens der elterlichen Heimstätten (im übertragenen Sinne), um sich zur Gründung eines eigenen Nestes zu zwingen», und: «In der Revolution manifestiert sich der Nestzerstörungsprozess des Generationenwechsels». «Die aggressiven Neigungen werden gegen das Verhängnis der grossen Anonymität ausgerichtet, die der Mensch endlich, in Ermangelung einer andern greifbaren Gestalt, im Establishment der Gesellschaft verkörpert sieht.» Im zweiten Hauptteil wendet sich Knaak der «Interpretation des Zürcher Beispiels» (Globus-Krawalle) zu und äussert sich, zuweilen polemisch pointiert, in bemerkenswerten Kommentaren zu diesen und weiteren Erscheinungen der Jugendrevolte.

Geschichtsverlust

Friedrich Heer, geboren 1916 in Wien, widmet «Jugend zwischen Hass und Hoffnung»⁵ seinen verstorbenen Freunden Reinhold Schneider und Theodor W. Adorno. Seine Lebensgeschichte verschränkt sich mit dem Untergang Österreichs und dem Zweiten Weltkrieg. Das Buch ist eine beunruhigende, von mancherlei Exkursen unterbrochene Aufreihung von Fakten und deren Zusammenfassung in grosser Ge-

bärde. Heer nimmt den Leser gefangen mit seiner abenteuerlichen Lust, sich von Einfällen und Assoziationen weitertragen zu lassen. Es ist mit seinem aphoristischen Stil und der sicheren Führung des Gedankens ein faszinierendes Buch, das zu tiefen, für die Konfrontation mit dem Jugendproblem unmittelbar relevanten Einsichten führt. Es handelt von der Unbetreutheit des Kleinkindes, von der Überlastung durch ein unangepasstes Schulsystem, vom Exodus der Jugend aus der Gesellschaft und ihrem Protest gegen die Gesinnung der Väter. Heer zeigt, wie sich die in dem Menschen gespeicherte Angst in Hass verwandelt; er spricht von den Gruppen und Subkulturen, die von den Herrschenden in den «Untergrund» abgedrängt worden sind; von den sich erhebenden Untergrund-Kulturen, welche radikale Intellektualität, religiös getönte, utopische Politik und eine besondere Erotik kennzeichnen und die sich gegen die «Weapons Culture» aufzulehnen beginnen. Er stellt den Bezug her zwischen Geschichtsfeindlichkeit und Wirklichkeitsarmut der neuen Generation und dem Fehlen personaler Liebe; die angebliche sexuelle Emanzipation allein vermag nicht Wachstum und Reife der Person herbeizuführen. Heer fordert eine «offene Liebe», welche nicht gespalten ist in Eros und Sexus, dafür eine politische Bedeutung hat, weil sie sich an das Unternehmen der Umwertung wagt, die Konflikte und Spannung annimmt, statt diese in falschen Harmonisierungen zu beruhigen.

Versuch einer Synopsis

Peter Seidmann, gleichermassen ausgewiesen als Tiefenpsychologe wie als

Historiker, sucht in seinem eingangszitierten Werk «Moderne Jugend als Herausforderung und Problem»¹ nach einer Verbindung der «Gesamt-Tiefenpsychologie, der personalen Psychotherapie und der philosophischen Anthropologie in ihren Versuchen, die Krisen und Wandlungen unserer Epoche und ihres Menschenbildes geistig durchsichtig zu machen und zu verarbeiten...» So distanziert er sich von den einseitig abstrahierenden, von einem rein jugendpsychologischen Denken eingegebenen Phasen-Schemata (Vor-, Früh-, Hochpubertät, Adoleszenz), weil damit kollektive, angeblich entwicklungstypische Einheiten gesetzt werden – wogegen die Einschätzung der Jugendentwicklung, wie beispielsweise ein Blick ins 19. Jahrhundert lehrt, je nach Epoche oder gar Nation variiert. «Die Reife- und Jugendzeit ändert ihre Termine und ihre Eigenart durch die Jahrhunderte». Vor solchem Hintergrund wird es möglich, den sozialen Klischeebegriff «Jugend» differenziert aufzulösen und seine gefährlich starre, mitunter geradezu von einer Art Fremdenhass motivierte Abgrenzung gegenüber dem «Lebensmonopol der reifen Erwachsenen» aufzuheben: «Wer dem Jugenderleben und dem Jugendalter allzu betonte, allzu besondere Eigenart zuschreibt, erhöht die Gefahr, dass das Leben des Jugendlichen nicht mehr über dem gemeinsamen Grund der menschlich-allgemeinen Existenzsituation gesehen und empföhlt, sondern als Sonderphänomen menschlichen Daseins betrachtet und durch eine solche «Verbesonderung» fragwürdig gemacht wird.» Damit wird dialogisches Verhalten angepeilt. Dies kann sich nur dann einstellen, wenn ihm ein Verstehen zugrundeliegt, das um die geschichtliche Bedingt-

heit des Menschen, um seine Individualität, seine im Unbewussten tief widersprüchlichen Lebensmächte weiss: «Gemeint ist nicht eine ‹moralische› Achtung, sondern eine Beachtung des Andern aus einer dauernden Nachdenklichkeit heraus, der die Gesinnung der Seinsverwunderung zugrundeliegt.»

Solche Seinsoffenheit, die vieles, was heute als jugendspezifisch zurückgestaut wird, als menschenpezifisch versteht, muss neu gefunden werden. Seidmanns Werk, dessen Ausgangsbasis nur eben skizziert werden konnte, ist ein Beitrag dazu.

Paul Weder

¹Peter Seidmann, *Moderne Jugend als Herausforderung und Problem*. Zweite, überarb. Auflage, Rascher-Verlag, Zürich und Stuttgart 1968. – ²Margaret Mead, *Der Konflikt der Generationen, Jugend ohne Vorbild* (Originalausgabe: *Culture and Commitment*, New York 1970). Zweite Auflage, Walter-Verlag, Olten 1971. – ³Erik H. Erikson, *Jugend und Krise, Die Psychodynamik im sozialen Wandel* (Originalausgabe: *Identity – Youth and Crisis*, New York 1968), Ernst Klett-Verlag, Stuttgart 1970. – ⁴Lothar Knaak, *Trotz – Protest – Rebellion, Urform und Bedeutung des Nestzerstörungstriebes, Zur Psychohygiene des Jugendalters*. Zweite Auflage, Strom-Verlag, Zürich 1971. – ⁵Friedrich Heer, *Jugend zwischen Hass und Hoffnung*, Bechtle-Verlag, München und Esslingen 1971.

RICARDA HUCH

Zum Erscheinen der Gesamtausgabe

Es bedeutet allemal ein Ereignis besonderer Art, wenn das Lebenswerk eines Dichters in einer Gesamtausgabe vorgelegt werden kann. Was in Jahren und Jahrzehnten in mehr oder minder schwerem Ringen gestaltet wurde, was zunächst einzeln vor den Leser trat, erscheint nun wie in einem Kristall gesammelt, in dem sich das geheime Gesetz des Werdens offenbart und ablesen lässt. Das trifft auch für das Werk *Ricarda Huchs* zu, das nun in zehn umfangreichen Bänden in der soeben abgeschlossenen Gesamtausgabe vor uns liegt¹. Ohne Übertreibung und ohne missverstanden zu werden, dürfen wir aussprechen, dass es sich hier um ein einmaliges Werk im deutschen Schrifttum dieses Jahrhunderts handelt. Es

vermittelt uns die Lebensarbeit einer ausserordentlichen Frau, die 1864 in Braunschweig geboren wurde und 1947 im Gästehaus der Stadt Frankfurt am Main starb. Es ist das Werk einer Frau, obwohl so viele dieser Arbeiten, etwa die grossen Romane, vor allem aber die umfassenden Schriften aus dem Bereiche der Geschichte eher auf eine männliche Schöpferkraft hindeuten könnten. Freilich strahlt aus der frühen Lyrik, mit der Ricarda Huch in jungen Jahren Ruhm erlangte, die frauenhafte Seite ihres Wesens. Auch die Darstellung der «Deutschen Romantik» spricht für die Frau, die mit dieser Arbeit zu Beginn unseres Jahrhunderts wesentlich zur Wiederbegegnung mit der so vieldeutigen Bewegung der deut-

schen Dichtung zu Anfang des 19. Jahrhunderts beitrug. Ricarda Huch war ein Kind dieses Jahrhunderts, sie ist aber nicht in dem Jahrhundert ihrer Geburt stehen geblieben, sie gehört vielmehr unserem, dem 20. Jahrhundert an. In ihm erlebte sie die entscheidenden Begegnungen mit der Welt und den Menschen, in ihm reifte sie zu sich selbst, in ihm wurde sie die grosse Dichterin, deren Name nur mit dem der Annette von Droste-Hülshoff in einem Atem genannt werden kann. Ricarda Huch aber war von anderer Art als die Droste. War diese ganz Natur, ganz Frau, so wurde Ricarda Huchs Leben und Schaffen von Spannungen bestimmt: Spannungen zwischen Natur und Geist, zwischen Unbewusstem und Bewusstem, zwischen schöpferischer Gestaltungsfreude und einem nie ermüdenden Drang nach Erkenntnis, zwischen der Feier der Persönlichkeit und dem nicht minder starken Drang nach Selbstlosigkeit, schliesslich auch zwischen Männlichem und Weiblichem. Lebte sie zu Beginn ihres Schaffens ganz aus dem inneren Reichtum ihres Wesens, aus einer sicheren Subjektivität, so machte sich in ihr je länger je mehr ein Verlangen nach dem Objektiven, nach der Erkenntnis und der Gestaltung des unbegrenzten Reichtums menschlicher Möglichkeiten geltend. Es ist immer wieder fruchtbar, den weit gespannten Bogen ihres Lebens und Schaffens zu überblicken. Die Frau, die mit subjektiv bestimmter Lyrik ihren Weg begann, die die deutsche Romantik neu entdeckte, endete ihr Lebenswerk mit einer Darstellung der Schicksale jener Menschen, die im Kampf gegen die deutsche Diktatur ihr Leben verloren. Zwar hat der Tod ihr die Feder aus der Hand genommen, ehe sie dieses Vorhaben

vollenden konnte, was sie aber niederschrieb und was uns erhalten ist, spricht für die Grösse dieser Frau.

Zwischen diesen Polen liegt das vielgestaltige Werk, das wir nun gesammelt vor uns haben und für dessen Ausgabe wir Professor *Wilhelm Emrich* zu Dank verpflichtet sind. In diesen Bänden spiegelt sich das Leben einer Frau, die nicht nur mit der erwähnten Spannung in sich selbst, sondern auch mit den gewaltigen erdbebenhaften Erschütterungen des Jahrhunderts fertig zu werden hatte. Ihr Weg durch das Zeitalter war nie leicht. Da in Deutschland die Frauen noch nicht zum Studium an Hochschulen zugelassen waren, begann sie ihre Studien in Zürich. Lebenslang ist sie der Schweiz innerlich verbunden geblieben, und die Schweiz hat sich um Ricarda Huch in den dunklen Jahren der deutschen Diktatur Verdienste erworben, indem der Atlantis-Verlag der Dichterin die drei Bände ihrer «Deutschen Geschichte» zu schreiben die Möglichkeit gab. Ein Schweizer war es auch, der ihr wie kein anderer Erzieher, Lehrer und Vorbild wurde: Gottfried Keller. Ihm verdankt sie viel, keinen hat sie mit so grosser Liebe gefeiert wie ihn. Ihre Schrift über Keller beschliesst sie mit den Worten: «Sei uns noch Lehrer und Hüter! Wehre uns, wenn wir vom strengen Wege der Wahrheit abschweifen, rüttle uns, wenn wir schwach und feige in uns selber versinken, weise uns mit Deinen reinen Augen den goldnen Überfluss der Welt.» Die Worte dürfen als ein eigenes Bekenntnis gewertet werden. Den goldnen Überfluss der Welt hat die Dichterin, aller Unbill der Zeit zum Trotz, immer wieder gesucht und gefeiert, nicht minder aber ist sie auf den strengen Wegen der Wahrheit

gegangen, davon zeugen die grossen historischen Werke, in denen sie das deutsche Schicksal sichtbar zu machen unternahm. Schwach und feige wurde Ricarda Huch auch nie, dafür spricht nicht zuletzt eben ihr Verhältnis zur Geschichte. Es setzt für eine Frau Mut und Tapferkeit voraus, sich mit einer geistigen Leidenschaft ohnegleichen in die Bereiche der Geschichte zu begeben und Werke zu schaffen wie sie es getan hat. Zunächst waren es die drei Romane «Von den Königen und der Krone» (1904), «Die Geschichten von Garibaldi» (1906/07) und «Das Leben des Grafen Federigo Confalonieri» (1910), die nach Wilhelm Emrichs Deutung den Weg Ricarda Huchs zeigen «von der lyrisch-phantastischen Menschen- und Geschichtsdarstellung zu einer immer kritischeren Annäherung an die Realität, die ihr im dritten Roman gelingt.»

Die nächste grosse Geschichtsdarstellung «Der grosse Krieg in Deutschland» (1912–1914) nahm bereits einen eigenen Platz zwischen Roman und strenger historischer Darstellung ein. Die Krönung der zahlreichen Arbeiten zur Geschichte aber stellt das dreibändige Werk «Die deutsche Geschichte» dar. Was für Ricarda Huch die Geschichte bedeutet, hat sie einmal kurz ausgesprochen: «In der Geschichte, dem Werk des handelnden Menschen und göttlicher Kräfte, die durch den Menschen wirken, scheint mir der Mensch in seinem persönlichen Denken und Verhalten das Wichtigste und Interessanteste zu sein, was unvergänglich lebendig und Leben zeugend bleibt, wenn die Verhältnisse, in denen er sich bewegte, gleichgültig oder unverständlich geworden sind.»

Dem Geheimnis des Menschen nach-

zuspüren, ist sie nie müde geworden, aus diesem Streben sind nicht nur die der Historie zugehörnden Werke entstanden, sondern auch Bücher wie «Der Sinn der Heiligen Schrift», «Luthers Glaube», «Entpersönlichung» und «Urphänomene». Noch an eine andere Arbeit, die nichts Vergleichbares im deutschen Schrifttum besitzt, muss hier erinnert werden, an das Werk «Im alten Reich / Lebensbilder deutscher Städte». Der Begriff Lebensbilder muss ernst genommen werden, sind doch hier die Lebensschicksale deutscher Städte hingzeichnet mit der Absicht, das Lebendige, wie es sich in ihrer Geschichte und in den sinnlichen Bildern niedergeschlagen hat, in einem Moment in Erinnerung zu rufen, in dem so viele dieser Städte vor ihrer Zerstörung im Zweiten Weltkrieg standen oder jenen grossen Verwandlungen entgegensehen mussten, wie wir sie heute erleben. Dieser Frau muss ein Ahnungsvermögen zu eigen gewesen sein wie es damals nicht viele Menschen besaßen. Vieles deutet darauf hin, dass sie heraufkommen sah, was sie noch erleben musste: den Zusammenbruch des Reiches im Zweiten Weltkrieg, aber auch die Verwandlungen der Welt, deren Zeuge wir sind. Dass sie allezeit eine tapfere Frau war, das zeigt ihr mutiges Bekenntnis zum Widerstand in den schweren Jahren zwischen 1933 und 1945, das deutet aber auch die Mahnungen nach 1945 an.

Ricarda Huch hat mit lyrischen Bekenntnissen von grosser sinnlicher Schönheit begonnen, sie hat Novellen und Romane geschrieben, in denen die Schicksale vieler Menschen gestaltet sind, sie versenkte sich in die Geschichte, nicht um aus der Zeit zu fliehen, sondern um vom Menschen zu sprechen und für menschliche Schick-

sale zu zeugen. Sie lernte im eigenen Leben wie im Leben derer, die sie darstellte, die Tragik des Lebens kennen. Ihr ist sie nie ausgewichen, zu ihr bekannte sie sich lebenslang. Sie suchte aber auch nach den Quellen der Kraft, ohne die der Mensch nicht bestehen, ohne die er untergehend nicht Zeugnis ablegen kann für den Sinn alles Lebens. Die Bekenntnis- und Erlebnislyrik der frühen Zeit tritt im Laufe des Schaffens zurück, aber das epische Werk, das nun in vielen Jahren der Arbeit entstehen sollte, stellt nicht minder ein Bekenntnis dieser unvergleichlichen Frau dar. Von ihr schreibt Rudolf Alexander Schröder in späten Jahren aus der Erinnerung: «Ich sehe noch den leidenschaftlichen Kopf mit der gewaltigen Haarfülle vor mir, meist hocherhoben, während die schweren Lider den hellen Augenstern bedeckten.» Bei allen Verwandlungen hat sich dieses Gesicht erhalten, auf vielen Bildern entdecken wir diese schweren Augenlider wieder, sehen wir diese Augen, von denen wir nun wissen, dass sie mehr als andere die Welt und die Menschen durchschaut haben.

Das Schauen und Erkennen ist das eine, das andere aber ist die Gestaltung des Erschauten und Erfahrenen, des Erkannten und Erahnten in der Sprache. Es bleibt eine Wahrheit, dass es die Sprache ist, die den Dichter und seinen Rang bestimmt. Auch hier ist es bedeutsam zu beobachten, wie Ricarda Huch, die sich als Lyrikerin in einer Sprache äusserte, die in hohem Masse vom eigenen Innern geformt und gespeist wurde, sich mehr und mehr eine Sprache schuf, in der sie die grosse Stofffülle der historischen Werke zu bewältigen vermochte. Auch hier gilt es sich zu erinnern, dass die Sprache eines

schöpferischen Menschen nicht lösbar ist von seinem Menschentum. Die Sprache Ricarda Huchs ist klar und sinnlich, sie ist gewachsen und gereift aus der Spannung zwischen Natur und Geist, nichts ist in dieser Sprache gekünstelt, es ist nicht die Sprache einer Intellektuellen, sie ist dem Leben, das in ihr geformt wird, zutiefst verwandt. Diese Prosa erscheint in ihrem Gang hoheitsvoll, sie ist stolz und gelassen zugleich, sie kommt dem Leser entgegen, ohne sich ihm aufzudrängen und ohne dass die Distanz verletzt wird. Diese Sprache verbindet auch die so verschiedenen Sphären des Gesamtwerkes zu einer Einheit als die es sich nun für uns darstellt.

Gewiss müssen wir die Entwicklung von den Anfängen bis zu den letzten Werken bei der Lektüre in Betracht ziehen, gewiss stehen nicht alle Einzelarbeiten auf gleicher Höhe, allein die Zusammenschau, die uns nun möglich geworden ist, macht uns deutlich, welche eine weitgespannte, viele Sphären umfassende Lebensarbeit diese Frau in einer Epoche weltweiter Erschütterungen innerer und äusserer Art hervorbrachte. Das Werk ist getragen von dem Glauben an die Macht des Geistes einerseits und von der Erkenntnis andererseits, dass dieser Geist immer bedroht ist. Der Wille zur Wahrheit bestimmt ihr Suchen und Forschen nach den Grundkräften, die sich in der Geschichte offenbaren, er bestimmt aber auch ihr eigenes Verhalten zu den Forderungen des Tages. Ihr blieb es stets bewusst, dass in allem menschlichen Sein und Handeln das Göttliche walte, dessen Wirken sie je länger je mehr sichtbar zu machen suchte. Sie schreckte nicht davor zurück, in ihrem Spätwerk «Urphänomene» aus ihren rei-

chen Lebenserfahrungen und aus ihrem historischen Wissen oft kühne, manche meinen allzukühne Folgerungen zu ziehen. Aber wir sollten dennoch lernen, gerade aus dem Spätwerk das Prophe-tische, das Mahnende herauszuhören.

Doch nicht nur dieses Spätwerk geht uns an, vielmehr ist uns das Gesamtwerk gegeben, dass wir es zu unserem inneren Besitz erheben. Zum Ruhme Ricarda Huchs und ihres Werkes wurde viel geschrieben, ob das, was wir ihr danken, auch in dem Masse innerer Besitz geworden ist, wie sich das ziemte, wagen wir nicht auszusprechen. Der eben erfolgte Abschluss der Gesamtausgabe aber ist uns Anlass, daran zu erinnern, dass ein dichterisches Werk von der Art wie sie es hinterlassen hat, uns Verpflichtungen auferlegt, eben die, es wirklich zu erwerben, um es zu besitzen. Wir haben die Einmaligkeit dieses Schaffens in unserem deutschen Geistesbereich erwähnt, es soll noch angemerkt werden, dass die Lebensarbeit Ricarda Huchs nicht der Vergangenheit angehört, dass sie vielmehr nicht zuletzt durch ihr Bekenntnis zur Humanität und zum Humanismus wie auch

durch die Warnungen und Mahnungen, die teils bewusst, teils unbewusst ausgesprochen werden, in einem hohen Sinn Aktualität besitzt. Wir werden hier nicht belehrt und nicht geführt, wir erleben aber im Umgang mit diesem Werk und dieser Frau, was es heisst, Mensch zu sein. Wir lernen Massstäbe kennen, nach denen auch wir das Mass unseres Menschentums zu messen vermögen. Das Werk führt uns in die Fülle des Lebens, wie es sich in den Jahrhunderten, in den Menschen offenbarte. Es lässt uns aufblicken zu den Höhen, es macht uns vertraut mit den tragischen Untergängen wie mit den Abgründen, vor die wir uns immer wieder gestellt sehen. Wer mit diesem Werk Umgang sucht, wird gestärkt ins Leben dieser Zeit zurückkehren, bereichert auch in dem Bewusstsein, einem seltenen Menschen begegnet zu sein.

Otto Heuschele

¹ Ricarda Huch: *Gesammelte Werke*, 10 Bände, Kiepenheuer und Witsch Verlag, Köln 1966–1971.

ZEITGENÖSSISCHER HUMANISMUS

Ob die Antike heute noch lebendig sei, ist eine müssige Frage. Noch werden Latein und Griechisch an unsern Gymnasien gelehrt, noch hält man an den Universitäten Vorlesungen über die antike Literatur. Aber ein breiteres Publikum bewegen diese Dinge schon lange nicht mehr, sie bringen ja keinen Nutzen ein, und sie zählen auch nicht zu

den Aktualitäten des Tages. Um so verdienstlicher erscheinen mir die Ausgaben von griechischen und lateinischen Autoren, die von geduligen und kenntnisreichen Philologen auch heute noch herausgebracht und in – heute noch – humanistisch gesinnten Verlagen veröffentlicht werden. Ich erwähne in erster Linie die «*Bibliothek der Alten*

Welt» des Zürcher *Artemis-Verlages*, dann auch die *Tusculum-Reihe* des Münchner *Heimeran-Verlages*.

Während der Heimeran-Verlag 1970 eine Gesamtausgabe von *Theokrit*, griechisch und deutsch, in der sorgfältigen Bearbeitung durch *F. P. Fritz* herausgebracht und mit allen wissenschaftlichen Erläuterungen versehen hat¹, beschränkt sich der Artemis-Verlag im Falle Theokrits auf die echten Gedichte. «*Theokrit, die echten Gedichte*» heisst der Band, in welchem *Emil Staiger* seine deutschen Übertragungen vorlegt². Der Übersetzer, ein langjähriger Kenner und Liebhaber griechischer Dichtung, hat wohl trotz seiner umfassenden Kenntnis hier vor neuen und schwierigen Problemen gestanden. Theokrit mit seinen heiter ironischen, bald spöttischen, bald liebenswürdig bezaubernden Versspielen – er ist das gerade Gegenteil eines naiven Dichters. Seine Idyllen sind kaum aus der sentimentalischen Sehnsucht des Städters nach dem Lande, der Natur, dem schlichten Hirtenleben entstanden. Eher sind es beziehungsreiche Spiele eines kultivierten Städters mit ländlichen Motiven. Wenn er zum Beispiel die tollpatschige Liebe des Kyklopen Polyphem zur Meernymphe Galathea ausmalt, so erzählt er den Mythos nicht um des Mythos willen. Sein Verhältnis zur homerischen «Unterlage» ist ein ironisches. Vielleicht will er einen hoffnungslos verliebten Freund am Ohre zupfen, indem er diese Geschichte einer verstiegenen Liebe erzählt. Auch dieses antike Rokoko hat wahrscheinlich die Tendenz, vor Torheit zu warnen, Vernunft zu verkünden. Allein schon diese urbane Haltung ist nicht mehr leicht in heutigen deutschen Versen auszudrücken. Für Emil Staiger stellte sich zu-

sätzlich noch das Problem, wie die vielerlei mundartlichen Formen des Theokrit im Deutschen wiederzugeben seien. Da es sich nicht um naive, sondern um artistische Provinzialismen handelt, kann man sie im Deutschen nicht analog mundartlich übersetzen. Die Wirkung wäre plumper als im griechischen Original. Im übrigen hat sich der Übersetzer zur «Wörtlichkeit im rigorosesten Sinn» entschlossen. So wirkt denn dieser Theokrit zuweilen geballt und dunkel, kehrt aber immer wieder in die gleichmässige Klarheit jener unverwechselbaren Staiger-Sprache zurück, die an den grossen Mustern der Goethezeit geschult ist.

Sowohl der Heimeran- als auch der Artemis-Verlag hat *Cicero* neu ediert. Bei Heimeran ist der «*Brutus*» erschienen: das Werk, in dem sich Cicero so gründlich der römischen Rhetorik annimmt, als deren Gipfelpunkt er (zu Recht) sich selber betrachtet³. *Bernhard Kytzler* hat den lateinischen Text neu übertragen und ausführlich analysiert. Seine «Einführung» ist eigentlich eine erschöpfende Interpretation des Werkes und seiner Geschichte. Der wissenschaftliche Anhang (Bibliographie, Register, Stammtafeln) dürfte alle Wünsche erfüllen.

Die Geschichte der lateinischen Literatur ist von derjenigen der Rhetorik nicht zu trennen. In den Mittelmeerlandern hat ja das kunst- und wirkungsvolle Reden immer als eine Tugend gegolten. Rhetorik erfreut den Südländer schon an und für sich, unabhängig von der Aussage, die gemacht wird. Cicero behandelt im «*Brutus*» nicht weniger als 275 Redner, davon 53 ausführlicher. Er betrachtet das «ingenium» (die natürliche Begabung), ferner die «doctrina» (das Aus-

mass der Bildung) und nicht zuletzt die «industria» (den persönlichen Einsatz) als unerlässliche Voraussetzungen für einen Redner, der sich durchsetzen will. Erstrebt wird in der Rede nicht so sehr die Wahrheitsfindung als vielmehr die persönliche Wirkung des Redners. Wenn wir das als einen Nachteil aller Rhetorik empfinden, so müssen wir doch auf der andern Seite gestehen, dass Cicero die lateinische Sprache ganz persönlich geliebt und ihr eine eigene Faszination abgewonnen hat.

Neuerdings hat sich der Artemis-Verlag daran gemacht, *Ciceros sämtliche Reden* in sieben Bänden neu herauszubringen⁴.

Manfred Fuhrmann steuert zu jedem Band eine Einleitung und erläuternde Anmerkungen bei. Seine Hauptleistung ist es, die Reden neu ins Deutsche übertragen zu haben. Die früheren Übersetzungen liegen zeitlich schon weit zurück, und sie wirken auch insofern ledern, als sie noch der Vorherrschaft der lateinischen Syntax unterstehen. Fuhrmann dagegen will uns einen *deutschen* Cicero geben. Er löst die Hypotaxe des Urtexts in Parataxe auf. Viele Ballungen streckt er, und so kommt denn die stockende Sache in Fluss! Das brauchen diese Reden auch, denn es sind ja zweckhafte, auf Wirkung berechnete Werke, die in ziemlichem Tempo gelesen werden wollen. Sie wollen überreden, überzeugen; der Gesamteindruck des Lesers entscheidet. Diese siebenbändige Ausgabe verspricht eine bedeutende Edition des Artemis-Verlages zu werden. Nur kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass diese Prozess- und Staatsreden heute doch mehr von historischem und psychologischem, weniger von literarischem Interesse sind. Sie dokumentieren

die blendende Karriere, die Cicero, der homo novus aus dem kleinen Arpinum, gemacht hat, und nicht zuletzt dank seiner enormen Sprachbegabung.

Ferner hat der Artemis-Verlag die sämtlichen Reden des *Dion Chrysostomus* in einem dicken Bande herausgebracht, in der Übersetzung und mit den umsichtigen Erläuterungen von *Winfried Elliger*⁵. Dion, aus Prusa in Bithynien stammend, hat um 40 bis 120 nach Christus gelebt. Von Domitian verbannt, durchwanderte er weite Gegenden des Reiches als eine Art kynischer Wanderprediger, vierzehn Jahre lang, bis er unter Nerva und Trajan dann endlich doch noch zu Ehren kam. Seine achtzig erhaltenen Reden sind zum Teil Paraphrasen, spitzfindige Kommentare zu Homer und den Tragikern. Hier amüsiert uns Dion mit provokativen Thesen: «Troja ist nicht erobert worden!» heisst eine Rede. Dem Kenner kann nicht entgehen, wie fremd im Grunde Dion den klassischen griechischen Dichtern ist. Er erscheint mir als Popularphilosoph, als Moralist, der ein enzyklopädisches Wissen gesammelt hat und nun über alles und jedes spricht. Er wirkt als eine Art Aufklärer, bald naiv, bald wortreich rhetorisch. Am sympathischsten wird er mir dort, wo er mit echter Überzeugung und auf Grund von eigenem Erleben die Natürlichkeit und Armut des einfachen Volkes preist. Das geschieht in der berühmten «Euböischen Idylle», deren Hauptperson ein Jäger und Bauer ist. – Mit den Reden des Dion Chrysostomus hat Winfried Elliger wohl kaum einen bedeutenden Dichter neu entdeckt, wohl aber ein wertvolles kulturhistorisches Dokument wieder zugänglich gemacht.

«*Pausanias, Führer durch Olympia*»

gehört zur Reihe «*Lebendige Antike*», die der Artemis-Verlag als schmalere, broschiierte Bändchen neben den gewichtigeren Bänden der «Bibliothek der Alten Welt» herausbringt⁶. Es ist ein Teildruck aus der Gesamtausgabe des Pausanias, die schon vor Jahren bei Artemis erschienen ist. Übersetzung und Erläuterungen besorgte *Ernst Meyer* mit bewährter Kennerschaft. Für alle archäologisch Interessierten, für die Freunde altgriechischer Kulte und Mythen ist dieses Bändchen eine wahre Fundgrube. Pausanias macht hier eine Bestandesaufnahme aller Kultgegenstände, Weihgeschenke, aller religiösen und profanen Historien und Histörchen, die er in Olympias heiligem Bezirk kennengelernt hat.

«*Kaiser Julian der Abtrünnige, die Briefe*» heisst der letzte der Artemis-Bände, die ich hier anzeigen möchte⁷. *Lisette Goessler* hat ihn eingeleitet, erläutert und neu übersetzt. Julian, dieser hochsensible, früh verwaiste, in der Abgeschiedenheit herangewachsene Jüngling – er wurde schon als Kind ganz auf sich selber zurückgeworfen. Oft war er von Mordanschlägen des regierenden Kaisers bedroht. So flüchtete er zurück in die Traumwelt Homers, er suchte bei den Dichtern jene Seelenfülle, die er in sich trug und die ihm die dürftige Wirklichkeit vorenthielt. Er ist das Musterbeispiel eines heroisch-tragischen Charakters und Schicksals. Dem ihm mehr und mehr verhassten Christentum stand er innerlich näher als ihm bewusst war. Er hegte die höchsten und strengsten Ideale der Liebe und Freundschaft und war voll Sehnsucht nach

einer strahlenden Unendlichkeit. Im Sonnengott fand er sie am reinsten verkörpert, und darum verehrte er ihn so innig. Den alten Olympiern liebte er in der Grossmut seines Herzens noch einmal einen Glanz, wie sie ihn, in dieser innerlichen Art, wohl gar nie besessen hatten. Von einem wechselreichen Schicksal zuletzt doch auf den Kaiserthron verschlagen, versuchte er das Christentum zurückzudrängen, verkrampfte sich mehr und mehr in dieser Feindschaft und fand dann im Kampf gegen die Perser ein frühes, doch rühmliches Ende. Julian hat in seinem kurzen Leben recht viel geschrieben. Der von *Lisette Goessler* liebevoll betreute Band hinterlässt beim Leser jene aus Schmerz und Freude gemischte Empfindung, die nur ein echtes tragisches Schicksal hervorrufen kann.

Arthur Hänny

¹F. P. Fritz, Hrsg., Gesamtausgabe von «Theokrit», Heimeran-Verlag, München 1970. – ²Emil Staiger, Hrsg., Theokrit – die echten Gedichte, Artemis-Verlag, Zürich 1971. – ³Bernhard Kytzler, Hrsg., Marcus Tullius Cicero: Brutus, Artemis, Zürich 1971. – ⁴Manfred Fuhrmann, Hrsg., Marcus Tullius Cicero (Sämtliche Reden), 7 Bände, Artemis, Zürich 1971. – ⁵Winfried Elliger, Hrsg., Dion Chrysostomus, Sämtliche Reden, Artemis, Zürich 1971. – ⁶Ernst Meyer, Hrsg., Pausanias, Führer durch Olympia, Reihe Lebendige Antike, Artemis, Zürich 1971. – ⁷Lisette Goessler, Hrsg., Kaiser Julian der Abtrünnige, die Briefe, Artemis, Zürich 1971.

NEUE TEXTANALYTISCHE ERKLÄRUNGEN ZUM WERK FRANZ KAFKAS

Der Wunsch jedes nicht allzu selbstgefälligen Rezensenten, mit dem Verfasser einer Neuerscheinung ins Gespräch zu kommen, ist in unserem Falle illusorisch¹. Jörgen Kobs ist kurz vor der Vollendung der unter Professor Beissner entstandenen Dissertation tödlich verunfallt. Der Tod, das lässt sich bei der Beschäftigung mit dem ersten Werk von Kobs ermessen, hat uns eines bedeutenden Germanisten beraubt.

Der junge Gelehrte hat als Ausgangspunkt seiner Untersuchung den Amerikaroman genommen; hier ist es vielleicht am besten möglich, die Frage der Textüberlieferung zu prüfen. Die in der Bodleian-Library in Oxford liegende Handschrift zum Roman «Der Verschollene» wurde herangezogen, ausserdem natürlich auch die von Kafka selbst veranstalteten Drucke des Fragments «Der Heizer» und schliesslich die Brodsche Ausgabe von Schocken in New York. Jörgen Kobs zeigt auf Grund zahlreicher Einzelstellen, wie sehr und zum Teil willkürlich Max Brod den Text verändert hat. Er untersucht also vor allem philologisch, geschult durch seinen Lehrer, angeregt aber auch durch die Reform-Grammatik von Hans Glinz. Er philosophiert nicht, psychologisiert nicht, theologisiert nicht, das sei dankbar festgehalten, sondern interpretiert auf Grund der vorliegenden Texte, präzise, anregend, klug. Wie oft haben bisher die Germanisten die vieldeutigen Dichtungen Kafkas benutzt, um ihre privaten Gedankenergussungen besser an den Mann bringen zu können!

Nun kann die sogenannte reine In-

terpretation, wie einige ihrer Vertreter im Verlaufe der letzten Jahrzehnte bewiesen, zur Illusion der reinen Interpretation verführen; leicht wird dann vergessen, dass jede Auslegung eben doch eine Betrachtung ist. Kobs zerbricht sich auf Seite 487 den Kopf, warum Kafka wohl gesagt habe, Karl sei «nahe zum Onkel» getreten und nicht «nahe an ihn herantreten»; er sieht in dieser, dünkt ihn seltsamerweise, ungewöhnlichen Wendung einen Beleg für Kafkas Bewusstseinsstruktur der Intentionalität. Hier wird die Methode Glinz meines Erachtens ad absurdum getrieben. Doch glücklicherweise sind solche irreführenden Anstrengungen nicht häufig.

Häufiger sind wertvolle, abgerundete Erklärungen wie die zum «Urteil» oder zur Skizze «Auf der Galerie» (die letztere überzeugt mich zwar nicht ganz) oder zu wichtigen Tagebucheinträgen und Stücken wie «Der Kreisel», «Bäume» oder einzelner Passagen der grossen Romane, die den Leser auf Dinge aufmerksam machen, die er bisher übersehen hat. Und wer brauchte solche Hinweise nicht! Dafür sind wir dankbar, wie auch für die scharfsinnigen Bemerkungen über Kafkas Witz, der mit Humor nicht viel zu tun habe (S. 262), über die dichterisch gestalteten Denkmöglichkeiten, über die seltsame Form der Intentionalität. Dazu ein Zitat aus dem Kapitel «Strukturen des Bewusstseins» (mit den Abschnitten «Diskontinuität», «Möglichkeit», «Intentionalität»), das die Art und Weise, wie Kobs argumentiert, im kleinen veranschaulicht: «Aus dem Paradox der

objektlosen Finalität», sagt Kobs, nachdem er eine Seite vorher den Begriff dieses Paradoxes eingeführt hat, «erklärt es sich auch, dass die letzten und höchsten Ziele der Kafkaischen Hauptgestalten niemals explizit formuliert werden, dass sie sich nur aus vagen Andeutungen, aus versteckten Hinweisen, die allerdings verräterisch genug sind, erschliessen lassen. So kann kaum ein Zweifel herrschen, dass die K.s von allem Anfang an nur das eine Ziel vor Augen haben, ‹jetzt und hier› die Ersten zu sein. Weil ihnen dies Ziel aber zu gross erscheint, als dass sie es auf dem kürzesten Weg anzustreben wagten, zerlegen sie es in Teilziele und diese wiederum in noch kleinere Schritte» (S. 497 f.).

Gewisse allgemeinmenschliche, der philologisierenden Textanalyse schwer zugängliche Qualitäten der Dichtung Kafkas wie etwa das Bewusstsein der Sünde oder das Verhältnis zum Mythischen werden in diesem Buch nicht behandelt; Hinweise auf diese Begriffe kommen weder in der Untersuchung selbst noch, naturgemäss, in dem dem Leser hoch willkommenen Sachregister vor und wären doch für das Verständnis Kafkas von grosser Wichtigkeit. Ebenso wenig ist je die Rede von dem für die moderne Erzähltechnik doch

keineswegs unwichtigen Buch Eberhard Lämmerts «Bauformen des Erzählens» oder dem vielbesprochenen und umstrittenen Begriff der Erlebten Rede, der in offensichtlichem Zusammenhang mit des Verfassers Theorie der Perspektivgestalt steht. In Hinsicht auf solche Probleme wird man durch Heinz Politzer oder andere Forscher besser belehrt. Wenn auch bei Kafka «die Sirenen schweigen» und wenn er auch seine Gestalten psychologisch weniger interessant schildert als andere Moderne, schafft sein Stil doch einen neuen Zugang zum Mythischen und zur modernen Psyche. Die kleine Einseitigkeit des vorliegenden Werks (eine Einseitigkeit, die wohl jede sehr selbständige Arbeit charakterisiert) wird glücklicherweise wettgemacht durch ein bewundernswertes Mass an ehrlicher Gelehrsamkeit, durch zahlreiche Belege einer überdurchschnittlichen Intelligenz, durch eine wohlfundierte Methode. Das Buch ist ein Markstein in der Kafkaliteratur.

Hans Bänziger

¹Jörgen Kobs, Kafka, Untersuchungen zu Bewusstsein und Sprache seiner Gestalten. Hg. Ursula Brech, Athenäum-Verlag, Bad Homburg v. d. H., 1970.

HINWEISE

Die Schweiz der Jungen

«Die Schweiz die wir wollen» nennt sich das Jahrbuch 1972 der Neuen Helvetischen Gesellschaft: Vierunddreissig junge Schweizerinnen und Schweizer

diskutieren die politischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Gegebenheiten der heutigen Schweiz und richten den Blick auf neue Gestaltungsformen. Der Herausgeber der NHG-Jahrbücher, *Théo Chopard*, hat damit

eine bedenkenswerte Artikulation jener Kritik der jungen Generation angeregt, die den Staat nicht verneint, jedoch eine Evolution der Demokratie anstrebt (Jahrbuch-Verlag der Neuen Helvetischen Gesellschaft, Bern 1972).

*

Bei einer altersmässig tieferen Schicht setzt «*Die Schweiz im Jahre 2000 – wie sie sein könnte und wie wir sie uns wünschen*» ein: Das Buch bringt eine auszugsweise Wiedergabe von 52 Wettbewerbsarbeiten der Sekundar- und Mittelschulen des Kantons Freiburg. Der Wettbewerb wurde von einem Industrieunternehmen angeregt und von der kantonalen Erziehungs- und Kulturdirektion unterstützt. Ein Beispiel, das Schule machen sollte! Was hier ohne wissenschaftlichen Anspruch formuliert wird und weniger vage Prognosen als aus junger Erfahrung gewonnene Perspektiven enthält, dürfte beim einzelnen Schüler im Vollzug des Schreibens das bewirkt haben, was heute nottut: Die subjektive Sicht der Dinge, gegenüber anderen verständlich formuliert, für sich selbst so durchsichtig zu machen, dass über das Schlagwort hinaus ein Gespräch möglich wird (Neptun-Verlag, Kreuzlingen 1972).

*

Die Ereignisse sind vielbesprochen: Am 7. Januar 1971 wurde der «Bunker von Zürich», ein von der Jugend selbst verwaltetes autonomes Jugendzentrum, durch eine Verfügung des Stadtrats geschlossen. Dem damaligen leidenschaftlichen Für und Wider folgt mit der Publikation «Der Bunker von Zürich – Jugend zwischen Rückzug und Revolte,

Ein Modellfall» der Versuch, die Geschehnisse um den Lindenhofbunker und dessen «Autonome Republik» soziologisch und psychologisch zu analysieren. Es schreiben: *François Höpflinger, Hans-Peter Müller, Berthold Rothschild* und *Oskar Ruf*. Dem Buch sind informative Dokumente sowie ein Verzeichnis der deutschsprachigen Jugend- und Drogenberatungsstellen beigegeben (Walter-Verlag, Olten und Freiburg i. Br. 1972).

*

Das äusserlich bescheidene Bändchen des Berner Schriftstellers *Erwin Heimann*: «Haben wir alles falsch gemacht? Eine Meinung zum Konflikt der Generationen» vertritt die Stimme der älteren Jahrgänge. In der Sorgfalt seiner Gedankenführung, in der von keiner Schulmeisterei und Ideologie belasteten und unsensationellen (weil unbequemen) Forderung nach mehr Toleranz von beiden Seiten bezeugt der Autor, dass die Suche nach einem Dialog zwischen alt und jung nicht von vornherein verschüttet, jedoch mit erheblicher Arbeit an Reflexion und Einfühlung verbunden ist (Viktoria-Verlag, Bern/Ostermundigen 1971).

Politologie

Es gibt heute in der deutschen Politischen Wissenschaft so etwas wie eine «Münchener Schule». Der von Leonhard Reinisch herausgegebene Band «*Politische Wissenschaft heute*» (Becksche Schwarze Reihe Bd. 74, C. H. Beck, München) legt davon Zeugnis ab. Die zwölf Beiträge führen von einer historischen Grundlegung dieser Wissenschaft (Hans Maier) über das Problem

von Theorie und Praxis (Nikolaus Lobkowitz) und Geschichte der demokratischen Institutionen (Theo Stammen) bis hin zur Analyse eines weltpolitischen Konflikts (Dieter Kalix).

*

«Politics and the International System – An Introduction» von *Keith R. Legg* und *James F. Morrison* (Harper & Row, New York) will an sich weiter nichts als eine kleine Einführung für Studenten der unteren Semester bieten, doch besitzt dieses Werk dank seiner umfassenden und sorgfältigen Darstellung der Grundprinzipien und Mechanismen der internationalen Politik fast den Rang eines kleinen Handbuchs. Betrachtet werden vor allem die Struktur und Funktionen der Staatensysteme, die Machtbasis der Staaten, die aussenpolitischen Entscheidungsprozesse und der Wandel internationaler Konstellationen. Aber auch die methodologischen und wissenschaftlich-theoretischen Hinweise sind in ihrer Kürze und Klarheit sehr wertvoll.

Komödien

Im Fall von *Johann Nepomuk Nestroy* ist es gerechtfertigt, von einer weltweiten Renaissance zu sprechen. Der Wiener Volksschauspieler, der lange Zeit als eine Grösse innerhalb der sehr eng umgrenzten Tradition gegolten hatte, ist in den Jahrzehnten seit dem Zweiten Weltkrieg als ein Dramatiker von Weltgeltung erkannt worden. In zahlreiche Sprachen übersetzt, von den Theatern Englands, Frankreichs, Amerikas und Japans adaptiert, ja selbst im modernen Musical fortlebend, erweist er sich als eine der grossen Erscheinungen des

Theaters. Seine Schauspielkunst lebt nur noch fort in ein paar Schilderungen von Zeitgenossen; ins Bewusstsein der Nachwelt tritt mehr und mehr der Bühnendichter. Eine Ausgabe seiner *Komödien* ist, herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von *Franz H. Mautner*, im Insel-Verlag, Frankfurt a. M., erschienen: drei Bände mit den wichtigsten Werken des hintergründigen und angriffigen Nestroy. Längst hat sich die gelehrte Forschung seiner bemächtigt. Die Insel-Ausgabe mit ihren nahezu 2000 Seiten ist in ihrer Handlichkeit und nicht zuletzt auch durch die kenntnisreiche Einführung des Herausgebers geeignet, Nestroys Grösse nachhaltig zu dokumentieren.

Kunstgeschichte

Der prachtvoll illustrierte Band über Geschichte, Bauten, Glasgemälde und Kunstschatze des Klosters Königsfelden liegt schon seit einiger Zeit vor. Marcel Beck, Peter Felder, Emil Maurer und Dietrich W. H. Schwarz sind die Verfasser der Textbeiträge, Michael Stettler hat ein Vorwort beige-steuert, das seinerseits höchst Wissenswertes über den Gegenstand enthält. Dieser, ein «Gesamtkunstwerk», das wie kaum ein anderes Ruhm und Grösse der habsburgischen Stifterfamilie in den aargauischen Stammlanden bezeugt, wird von den kompetenten Autoren der einzelnen Kapitel hinsichtlich seiner Entstehung, seiner baulichen Entwicklung und vor allem hinsichtlich seiner weit über unser Land hinaus berühmten Glasmalereien im einzelnen erläutert. Das ehemalige Doppelkloster Königsfelden, von dem die dreischiffige Basilika erhalten geblieben ist, erfährt damit eine Darstel-

lung, die geeignet ist, ein noch immer zu wenig bekanntes gotisches Kunstdenkmal einer breiteren Öffentlichkeit vorzustellen. Namentlich die Farbaufnahmen von Gerhard Howald dürften – in Verbindung mit den erklärenden Beschreibungen – den Eindruck einer grossartigen, einheitlichen und einmaligen Leistung mittelalterlicher Glasmalerei vermitteln und manchen Benutzer des schönen Buches zu einem Besuch in Königfelden ermuntern. (Der Band ist – mit Unterstützung verschiedener schweizerischer und aargauischer Institutionen – im Walter-Verlag AG, Olten, erschienen.)

Literaturwissenschaft und Kritik

Einen Monat vor seinem siebzigsten Geburtstag starb in Florenz der Altmeister der Germanistik in Italien, *Vittorio Santoli*. Sein letztes Buch ist, mit einem Vorwort von Werner Kohlschmidt, unversehens zu einem Gedächtnisbuch geworden, das noch einmal die Vielfalt der Interessen und die Darstellungskraft des Forschers und Vermittlers Santoli eindrücklich beweist. «Philologie und Kritik» lautet der Titel der Essay-Sammlung, die im Verlag A. Francke AG, Bern, erschienen ist. Sie enthält im ersten Teil Betrachtungen über die Struktur der italienischen und der deutschen Sprache, über deutsche Dichtung im Spiegel italienischen Geistes sowie Interpretationen bedeutender Werke der deutschen Literatur von Goethe bis Stefan George. Eine charakteristische Probe für Santolis literarischen Spürsinn ist die Studie «Thomas Mann und D'Annunzio», die schon in der Festschrift für Werner Kohlschmidt erschienen ist. Der zweite Teil des Ban-

des vereinigt Arbeiten über Grundbegriffe und Methoden der Volksdichtungsforschung.

*

In der Schriftenreihe «Literatur und Geschichte» liegt als erster Band die Publikation der Vorträge vor, die während des dritten Amherster Kolloquiums zur modernen deutschen Literatur gehalten worden sind. Ein Diskussionsbericht gibt summarisch über die Aufnahme der einzelnen Arbeiten Auskunft. Es ging an dieser Tagung (1969) um die Frage nach der Politik im Spiegel der Literatur. *Der Dichter und seine Zeit* ist der Titel des Bandes, der Studien von Peter Demetz, Klaus Peter, Egon Menz, Paul Böckmann, Jost Hermand, Horst Denkler, Adolf D. Klarman und Hildegard Emmel vereinigt. Von besonderem Interesse dürfte sein, was Peter Demetz über Wandlungen der marxistischen Literaturkritik ausführt, und Paul Böckmanns weit ausholende Auseinandersetzung mit den Thesen von Pierre Bertaux zur Frage von Hölderlins politischem Credo sind geeignet, eine neuerdings aktuell gewordene Diskussion zu vertiefen (Lothar Stiehm-Verlag, Heidelberg).

*

Jost Hermand legt in der gleichen Schriftenreihe («Literatur und Geschichte») unter dem Titel «Unbequeme Literatur» Beispiele dafür vor, dass Werke, die die Widersprüche ihrer Zeit nicht einfach hinnehmen, sondern nach Möglichkeiten «dritter Wege» suchen, den Zeitgenossen unbequem sind, aber vielleicht gerade darum «die vom Kairos begünstigten Erfüllungswerke ihrer Ära werden.» Hermands Belege sind

von unterschiedlicher Beweiskraft. Aber der Ansatz erweist sich als ergiebig (Lothar Stiehm-Verlag, Heidelberg).

*

Den Problemkreis von *Literaturwissenschaft und Sozialwissenschaften* stellt in Grundlagen und Modellanalysen ein instruktiver Sammelband gleichen Titels dar, der bei J. B. Metzler in Stuttgart erschienen ist. Die Beiträge stammen von Horst Albert Glaser, Peter Hahn, Olaf Hansen, Helmut Hartwig, Thomas W. H. Metscher, G. Katrin Pallowski, Michael Pehlke und Bernd Jürgen Warneken. Das Buch enthält eine reichhaltige Dokumentation literatursoziologischer Theorien und Methoden.

*

Im Jahre 1970 hat *Sebastian Neumeister* auf die Preisfrage der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung «Wie kann ein Urteil über heutige Gedichte gefunden werden?» geantwortet. Seine Antwort ist unter dem Titel «Poetizität» in Buchform erschienen (Verlag Lambert Schneider, Heidelberg 1970). An Gedichten von Paul Celan, dessen Gedenken die Schrift gewidmet ist, arbeitet der Verfasser die Qualität der Poetizität heraus, jener Eigenschaft, die beim Leser aktive Rezeption, zweifelnde Reflexion und emanzipierte Mitproduktion auslöst und damit die Kraft eines Textes erweist.

*

Die deutsche Literatur der sechziger Jahre zu überblicken, ist kaum noch möglich. Rascher und verwirrender als je haben sich die Tendenzen und Moden abgelöst. Renate Matthaei, Lektorin bei Kiepenheuer und Witsch, hat in diesem Verlag eine Dokumentation herausgegeben und mit einer Einleitung versehen, die über fünfzig jüngere Autoren vorstellt (Köln, Berlin 1970). Der Titel des Buches, «*Grenzverschiebung*», und mehr noch das Vorwort der Herausgeberin versuchen das literarische Geschehen in diesem Jahrzehnt zu deuten, und dies in dem Sinne, als ob sich wesentliche Veränderungen eben in diesem Zeitraum vollzogen hätten. Der Grenzbereich, in dem nach Renate Matthaei die Verschiebung stattgefunden hätte, wäre die Zone, «wo Ästhetik als Ästhetik sich auflöst und nur noch die Geste des provozierenden Zeigens behält». Engagement, revolutionäre Praxis, Auflösung der Literatur in Aktion (Bazon Brock, Wiener Gruppe): in dieser Richtung wäre die «Grenze» verschoben worden. Die Deutung hat etwas Voreiliges; man müsste sich immerhin fragen, ob nicht vielleicht aus Mangel an wirklicher bewusstseinsverändernder Kraft im betrachteten Zeitraum mehr Versuchsballone gestiegen seien als je zuvor innert zehn Jahren. Das Buch ist brauchbar als Anthologie und Wegweiser zu den Autoren. Es enthält von jedem knappe biographische Angaben, ein «Statement», einen Text als Beispiel und die Äusserung eines Kritikers.